

Das europäische Geschichtsbild und die weltpolitischen Wandlungen des 20. Jahrhunderts

Autor(en): **Stadler, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 8

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das europäische Geschichtsbild und die weltpolitischen Wandlungen des 20. Jahrhunderts

PETER STADLER

Es gehört zu den Einsichten, die uns der Historismus vermittelt hat, daß das Geschichtsbild aus historischen Wandlungen entsteht, in Wandlungen sich verändert und schließlich auflöst. Das Bild, das der Mensch sich von der Vergangenheit macht, ist auch die Kraft, durch die diese Vergangenheit auf ihn einwirkt. Ja, man kann sagen: neben der Umwelt und den eigenen Erinnerungen ist das Geschichtsbild eine von jenen Kräften, die den Menschen — einzeln oder kollektiv — am stärksten bestimmen. Wo immer ein Staat, eine Gemeinschaft sich verändern, einen Teil ihres bisherigen Ganzen verlieren oder einem neuen Ganzen sich einfügen — stets erwachsen die Widerstände dagegen aus der Bindung an die geschichtliche Vergangenheit, wobei es sich oft um eine bewußt und in Verantwortung getragene, häufig aber auch um eine mehr emotional empfundene Vergangenheit handelt. Das Thema der vorliegenden Betrachtung steht mit diesem Phänomen in engem Zusammenhang. Es handelt von den geistigen Begleiterscheinungen jenes Vorgangs, den man mit dem Stichwort «Zusammenbruch der europäischen Hegemonie» umschreibt: die Welt, die als politischer Wirkungszusammenhang eigentlich bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts ein wesentlich von Europa gestaltetes und bestimmtes Ganzes war, formt sich zu eigenem Dasein in eigenen Systemen, setzt sich über den alten Kontinent hinweg, rückt ihm auf den Leib.

Eine radikale Veränderung, die Europa um so empfindlicher getroffen hat, als es geistig kaum darauf vorbereitet war. Denn die öffentliche Meinung in den europäischen Staaten war um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert ganz allgemein getragen vom Vertrauen in die geschichtliche Kraft, die unbegrenzte Fortdauer der eigenen Nation und des sie tragenden Kontinentes und schöpfte dieses Vertrauen eben aus der geschichtlichen Vergangenheit. Indem der idealistische Historismus einen rationalen Optimismus früherer Zeiten überwand, legte er die Wurzel zu einem organischen Geschichtsoptimismus, der den Akzent weniger auf das «Stirb» als auf das «Werde» setzte.

Dabei ist auf eines zu achten: Einer weitverbreiteten Auffassung nach gilt das 18. Jahrhundert als das Jahrhundert der Zukunftsgläubigkeit, das 19. hingegen eher als das der Wirklichkeitsnähe, der realistischen Besinnung. Es wäre von Interesse, die Zeugnisse zu durchmustern, auf welche dieser «consensus» sich stützt. Die Akzente ließen sich unschwer auch anders setzen — in Anbetracht vieler skeptisch-pessimistischer Äußerungen eines Montesquieu, Vol-

taire und auch Rousseau einerseits, des hoffnungsfrohen Vertrauens so vieler wissenschaftlich repräsentativer Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts andererseits. Es ist nicht ohne Gewicht, wenn ein Mann von dem geistigen Format eines Hermann Grimm in seinem «Leben Raffaels» bekennen konnte: «Es stehen mir Entwicklungen der Menschheit vor Augen, die mitzumachen mir versagt sein wird, die mir aber als so glänzend schön erscheinen, daß es um ihretwillen wohl der Mühe wert wäre, das menschliche Dasein noch einmal zu beginnen» (S. 9 der Phaidon-Ausgabe, Wien o. J.). Dieses Vertrauen in die regenerierende Kraft der geschichtlichen Menschheitsentwicklung war zu Ende des 19., zu Anfang des 20. Jahrhunderts fast allbeherrschend und verband sich mit dem stolzen Selbstbewußtsein einer Geschichtswissenschaft, die ihrer Methoden und Forschungsinstrumente gewiß war. Vielleicht noch nie und sicherlich nie mehr haben die Historie und ihre Schwesterwissenschaften, die Kunst-, die Philosophie- und die Literaturgeschichte, in den Augen des gebildeten und gesellschaftlich tonangebenden Publikums mehr Ansehen besessen als in den Jahren vor 1914, da der Historismus äußerlich überall triumphierte, die Warnungen eines Jacob Burckhardt und die scharfsinnigen Einseitigkeiten eines Karl Marx jede Aktualität verloren zu haben schienen. Vielleicht gibt es kein bezeichnenderes Zeugnis eines solch sublimierten Geschichtsgenusses als den Aufsatz des Philosophen Wilhelm Dilthey «Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den philosophischen Systemen», wo die Fähigkeit der Philosophie zur Aufstellung verbindlicher Normen in Frage gestellt wurde mit der relativierenden Begründung: «Vor dem Blick, der die Erde und alle Vergangenheiten umspannt, schwindet die absolute Gültigkeit irgendeiner einzelnen Form des Lebens, Verfassung, Religion oder Philosophie» (Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 77). Das ist ein Geständnis des alten Dilthey. Der jüngere bereits hatte in seinem Buche «Einleitung in die Geisteswissenschaften» die Hingabe an das Einzelne, Individuelle als höchste Aufgabe des Geschichtsschreibers hingestellt und damit die Historie gegen zwei Seiten abgeschirmt: einmal gegen den Positivismus, die Soziologie eines Auguste Comte, der die Geschichte zu einer Funktion der Gesellschaftswissenschaft zu reduzieren suchte, aber auch gegen die Naturwissenschaften, die mit ihren auf Gesetzen und Experimenten beruhenden Methoden den Anspruch, Wissenschaft im strengen, exakten Sinne zu sein, einmal mehr für sich *allein* erheben zu dürfen glaubten.

Die Historie nahm diese schon von Droysen ausgegangene, von Dilthey verfeinerte Klärung ihrer Grundbegriffe dankbar auf und hat — vor allem in Deutschland — jeden Versuch, soziologische oder naturwissenschaftliche Kategorien in ihr Arbeitsverfahren hineinzutragen, während längerer Zeit entschieden und selbstbewußt abgelehnt.

Jener Satz Diltheys ist aber noch aus einem anderen Grund von Interesse. Es ist ein weltweite Zusammenhänge umspannendes Postulat, das darin auf-

gestellt wird. Die Forderung nach einer globalen Weltgeschichte geht letztlich auf Voltaire zurück. Sie ist im Sinne dieses Franzosen lange unerfüllt geblieben, obwohl im 19. Jahrhundert mehrere Weltgeschichten entstanden sind. Aber das waren fast durchwegs europäische Geschichten, wenn auch aufbauend auf den altägyptisch-orientalischen Voraussetzungen. Selbst Rankes großes Alterswerk machte darin eigentlich keine Ausnahme. Nun aber, im Zeitalter des Imperialismus, wurden weltgeschichtliche Zusammenhänge wirksam, die auch auf das Geschichtsbild abfärben mußten: die Rivalität der großen Mächte, dieses Lieblingsthema der Geschichtsschreibung des späteren 19. Jahrhundert, übertrug sich jetzt auf die Kontinente und widerspiegelte sich in den Auseinandersetzungen um Asien und Afrika. Dabei hat das Wort Rankes, daß die Idee der Menschheit historisch nur in den großen Nationen repräsentiert sei, stimulierend, und zwar sicherlich auch verhängnisvoll stimulierend gewirkt¹. «Weltmacht» wurde zu *dem* Schlagwort einer historisch-politischen Publizistik, unter dem sich Kolonialstreben und imperiales Ausgreifen vollzog. Einer der führenden Historiker des wilhelminischen Deutschland, der Berliner Professor *Dietrich Schäfer*, hat die Kolonisation geradezu als den maßgebenden Geschichtsfaktor dargestellt und erklärt: «Diejenigen Völker, die in dieser Arbeit sich auszeichneten vor anderen, sind die leitenden und führenden geworden, Weltmächte, denen die Zukunft beschieden war und noch heute beschieden ist. Man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß die Bedeutung des einzelnen Volkes für den Gang der Weltgeschichte sich in erster Linie abmißt nach seinen Leistungen auf dem Gebiete der Kolonisation; jedenfalls ist dies die Arena, in der um Macht und Dauer gerungen wird. Nur wer hier besteht, kann einen Platz behaupten im Leben der Völker.» (Kolonialgeschichte, Leipzig 1903, S. 10.) Und ein anderer der repräsentativen deutschen Geschichtsschreiber jener Zeit, *Erich Marcks*, begrüßte in seiner 1903 gehaltenen Rede über «Die imperialistische Idee in der Gegenwart» den Imperialismus als das natürliche Wachstumsgesetz der mächtigen Staaten; die Weltpolitik Kaiser Wilhelms II. sei die organische Fortsetzung der Europapolitik Bismarcks, wenn auch, wie er zugab, «das Temperament unserer obersten Leitung, die Form des Auftretens, möglicherweise auch das Verfahren» etwas geändert hätten, «an einen Sprung der innerlichen Entwicklung unserer Politik aber», so fährt er fort, «möchte ich nicht glauben». Und er schließt seine Betrachtung mit den Worten: «Auch von dem Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmflagge der innere Segen für unsere Welt und für unser Volk sich hefte.» (Männer und Zeiten, 2. Bd.,

Leipzig 1911, S. 288, 291). Es liegt auf der Hand, daß solche Auffassungen sich mit den Tendenzen der Tirpitzschen Flottenpolitik weitgehend deckten — Tendenzen, die in ein Wettrüsten zur See mündeten, das mit zu einem Anlaß zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges werden sollte. Nun wäre es allerdings eine ungebührliche Simplifikation, anzunehmen, daß die Geschichtsschreibung sich hier einfach zur willigen Dienerin politischer Gewalten hergegeben habe: es war eben vielmehr so, daß gerade solche Historiker, die sich dem Geist ihrer Zeit willig eröffneten, auch dem bestechenden Reiz solch weltweiter Perspektiven besonders ausgesetzt waren. Zudem finden sich Parallelen ja auch in der Geschichtsschreibung anderer seemächtiger Nationen — man denke an Seeleys zwar maßvoll nüchterne «Expansion of England» oder — wesentlich später noch — an die solide Kolonialapologetik des Franzosen Georges Hardy. Und man kann die Beziehung noch erweitern. Wenn ein Erich Marcks das Bedürfnis empfand, den Imperialismus mit den Maßstäben Bismarckscher Staatskunst in Einklang zu bringen, so kam diesem Bemühen besondere Bedeutung zu, denn er war *der* große Bismarckforscher und Bismarckverehrer unter den Historikern seiner Zeit. Aus ganz anderen geistigen Voraussetzungen und doch einem merkwürdig verwandten Anliegen heraus hat *Wladimir Iljitsch Lenin* sich mit dem Imperialismus auseinandergesetzt. Dieser prominente Vorkämpfer der russischen Sozialdemokratie und Begründer der bolschewistischen Bewegung war überzeugter Marxist; er widmete dem Imperialismus eine besondere Untersuchung, um dieses Phänomen in Beziehung zum Kapitalismus zu bringen, der ja von seinem Meister Karl Marx eingehend analysiert worden war. Das Ergebnis der Leninschen Erörterung war — das zeigt schon ihr programmatischer Titel («Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus»), daß der Imperialismus den Kapitalismus nicht etwa aufhebe — denn das hätte ja die ganze Lehre vom Klassenkampf in Frage gestellt —, sondern daß er eher das höchste und letzte Stadium des Kapitalismus, sozusagen das Delirium desselben darstelle. Lenin untersucht die Einstellung der verschiedenen Klassen zum Imperialismus und stellt fest: «Auf der einen Seite die gigantischen Dimensionen des in wenigen Händen konzentrierten Finanzkapitals, das sich ein außergewöhnlich weitverzweigtes und dichtes Netz von Beziehungen und Verbindungen schafft, durch das es sich nicht nur die mittleren und kleinen, sondern selbst die kleinsten Kapitalisten und Besitzer unterwirft; auf der andern Seite der verschärfte Kampf mit den anderen nationalstaatlichen Finanzgruppen um die Verteilung der Welt und um die Herrschaft über andere Länder — all das führt zum allgemeinen Übergang aller besitzenden Klassen auf die Seite des Imperialismus. «Allgemeine» Begeisterung für seine Perspektiven, wütende Verteidigung des Imperialismus, seine Beschönigung in jeder nur möglichen Weise — das ist ein Zeichen der Zeit. Die Imperialistische Ideologie dringt auch in die Arbeiterklasse ein. Diese ist nicht durch eine chinesische Mauer von den anderen Klassen getrennt.» (Lenin, Ausgewählte

Werke, Bd. I, Berlin 1960, S. 799—800.) Gerade die abschließende Bemerkung zeigt, daß diese von Lenin diagnostizierte «Krankheit des sterbenden Kapitalismus» (wie er sie an anderer Stelle nennt) der beunruhigenden Symptome auch für die revolutionäre Front nicht ermangelt: es gilt darum, jene chinesische Mauer aufzurichten, dem Arbeiter das Klassenbewußtsein einzuimpfen und ihn damit zum eigentlichen Proletarier zu machen.

Lenins Abhandlung ist im Frühjahr 1916 in Zürich entstanden. Der Erste Weltkrieg mit seinen Ausweitungen, seinen Umwälzungen und Neuschöpfungen kulminierte in den Jahren 1917 und 1918. Von den drei Kaisermächten Mittel- und Osteuropas, die in den Krieg getreten waren, hörte Österreich-Ungarn gänzlich zu existieren auf und zerfiel in mehrere Teilstaaten. Rußland war in einer ungeheuren revolutionären Erschütterung begriffen und hatte seine westlichen Randgebiete so weit eingebüßt, daß es außenpolitisch wieder auf den Stand des 18. Jahrhunderts zurückfiel. Eine nationale Katastrophe also, die aber doch Möglichkeiten in sich barg, die Lenin, der nunmehr an die Macht gelangte Schöpfer des neuen Rußland, klar erkannte. In einem 1918 niedergeschriebenen Aufsatz «Die Hauptaufgabe unserer Tage» zieht er kühl triumphierend die Bilanz: «Der Krieg hat die Massen aufgerüttelt, hat sie durch unerhörte Schrecken und Leiden aus dem Schlaf geweckt. Der Krieg hat die Geschichte vorwärtsgetrieben. Sie fliegt jetzt mit der Geschwindigkeit einer Lokomotive dahin. Millionen und aber Millionen Menschen machen jetzt selbständig Geschichte. Der Kapitalismus ist jetzt reif geworden für den Sozialismus.» Und er verschweigt auch die schweren Einbußen Rußlands an äußerer Macht nicht, ja er rechtfertigt sie ausdrücklich mit dem Beispiel Preußens, das ja vor mehr als hundert Jahren aus der großen Katastrophe von Jena und dem Verlustfrieden von Tilsit schließlich doch als die *säkulare* Siegermacht hervorgegangen sei: «Wir haben einen ‚Tilsiter‘ Frieden unterzeichnet. . . . Jedem, der denken will und zu denken versteht, zeigt das Beispiel des Tilsiter Friedens (der nur einer von jenen vielen drückenden Friedensverträgen war, der den Deutschen in der damaligen Epoche aufgezwungen wurde) ganz klar, wie kindisch, wie naiv der Gedanke ist, daß ein drückender Frieden unter allen Umständen den Untergang bedeute, ein Krieg aber der Weg zu Ruhm und Rettung sei. Die Epochen der Kriege lehren uns, daß der Frieden in der Geschichte nicht selten die Rolle einer Atempause und der Sammlung der Kräfte für neue Schlachten gespielt hat. Der Tilsiter Frieden war die größte Erniedrigung Deutschlands, gleichzeitig aber die Wendung zu einem gewaltigen nationalen Aufschwung. Damals hat die historische Situation diesem Aufschwung keinen anderen Ausweg geboten als den des bürgerlichen Staates. . . . Und wenn also Rußland jetzt — woran nicht gezweifelt werden kann — vom ‚Tilsiter‘ Frieden einem nationalen Aufschwung, einem großen vaterländischen Krieg entgegengeht, so ist der Ausweg für diesen Aufschwung nicht der bürgerliche Staat, sondern die internationale sozialistische Revolution. Wir

sind seit dem 25. Oktober 1917 Vaterlandsverteidiger. Wir sind für die ‚Vaterlandsverteidigung‘, aber der vaterländische Krieg, dem wir entgegengehen, ist ein Krieg für das sozialistische Vaterland, für den Sozialismus als Vaterland, für die Sowjetrepublik als Teil der Weltarmee des Sozialismus.» (Lenin, Ausgewählte Werke, Bd. 2, Berlin 1959, S. 354—356.) Man sieht: das proletarische Klassenbewußtsein wird im Denken Lenins zur Quelle eines erneuerten, ja — man kann sagen — eines bei ihm überhaupt erst jetzt erweckten nationalen Selbstbewußtseins von internationaler Zielsetzung.

* * *

Wie aber stand es nach der schweren militärischen Niederlage um die einst führende Macht der europäischen Mitte? Deutschland befand sich sowohl der Donaumonarchie als auch Rußland gegenüber in einer vergleichsweise günstigeren Position: wohl büßte es Grenzgebiete und alle Kolonien ein, mußte furchtbare Reparationen auf sich nehmen und sah sich obendrein noch mit dem moralisch-politischen Makel der Kriegsschuld belastet — aber die Reichseinheit und die Substanz des Territoriums blieben doch gewahrt. Gleichwohl ist das überlieferte Geschichtsbewußtsein vielleicht nirgends schwerer getroffen worden als gerade in Deutschland. Denn mit dem Krieg war auch die Welt des monarchischen Obrigkeitsstaates, die eben doch eine Welt der geistig-politischen Geborgenheit gewesen war, verloren gegangen — der neuen, aus der Niederlage hervorgegangenen Weimarer Republik aber stand man gerade in den geistig führenden Schichten mißtrauisch gegenüber. Damals, im November 1918, schrieb ein Zeitgenosse: «Das Ende ist da, der Schleier des vierjährigen Geheimnisses ist gelüftet. Es ist ein Ende mit Schrecken, weit schrecklicher als es auch diejenigen erwarteten, die seit der Marneschlacht, dem Eintritt Amerikas in den Krieg und der sichtbar werdenden Ermüdung der Bundesgenossen einen Sieg immer unmöglicher fanden und daher eine rechtzeitige Beendigung auch unter Opfern für Gewissenspflicht gegenüber unserm Volke hielten» (Ernst Troeltsch, *Spektator-Briefe*, S. 1). Diese Worte stammen von *Ernst Troeltsch*, der in einer Reihe von Artikeln, die dann unter dem Titel «*Spektator-Briefe*» in Buchform erschienen sind, die Umwälzungen von 1918 bis 1922 kommentierte: überlegen, zukunfts offen, ganz ohne sentimentalromantische Verklärung einer untergegangenen Welt. Troeltsch — übrigens kein Historiker, sondern ein zur Philosophie übergegangener Theologe — hat damals auch jenes gewaltige Werk «*Der Historismus und seine Probleme*» geschaffen, das 1922 — ein Jahr vor seinem Tode — erschien. Es stellt eigentlich eine große Auseinandersetzung mit den geschichtsphilosophischen Systemen und Werten des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts dar. «*Weltkrieg und Revolution*», sagt Troeltsch, «wurden historischer Anschauungsunter-

richt von furchtbarster und ungeheuerster Gewalt. Wir theoretisieren und konstruieren nicht mehr unter dem Schutze einer alles tragenden und auch die kühnsten oder frechtesten Theorien zur Harmlosigkeit machenden Ordnung, sondern mitten im Sturm der Neubildung der Welt, wo jedes ältere Wort auf seine praktische Wirkung oder Wirkungslosigkeit geprüft werden kann, wo Unzähliges Phrase oder Papier geworden ist, was vorher feierlicher Ernst zu sein schien oder wirklich auch war. Da schwankt der Boden unter den Füßen und tanzen rings um uns die verschiedensten Möglichkeiten weiteren Werdens. . . » (S. 6). Die Frage, die Troeltsch bewegt, spitzt sich eigentlich darauf zu, wie der Reichtum des geschichtlichen Lebens eingefangen und bewahrt werden könne, ohne daß der, der diesen Reichtum vor Augen hat, sich einer «Anarchie der Überzeugungen» (dies ein von Troeltsch übernommener Ausdruck Diltheys) auszuliefern brauche. Es ist im Grunde die Frage nach Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben — aber sie erwächst bei Troeltsch nicht aus antihistorischem Affekt. Eine Handhabe zur Beantwortung findet Troeltsch in dem Begriff des Maßstabes, der unentbehrlich ist zur Erkenntnis des Geschichtlichen, der zwar aus der Anschauung des geschichtlichen Lebens heraus gewonnen werden muß, aber an dieses geschichtliche Leben doch auch angelegt werden soll, also ordnend und klärend zu wirken hat. Der Maßstab ist bei aller geschichtlichen Immanenz an den Standort dessen gebunden, der ihn anlegt, ja er ist letzten Endes — Troeltsch sagt dies ausdrücklich — Sache des Glaubens (S. 175). Und dem Historiker erwächst nicht nur die Aufgabe des Verstehens — die kann dann eben jene fragwürdigen Ausmaße annehmen, die Troeltsch ausdrücklich dem «schlechten Historismus» zuweist —, sondern er soll aktiv mitarbeiten an der Bildung einer Kultursynthese. Sie stellt das eigentliche Ziel der Geschichtsphilosophie dar. Mit Hilfe einer solchen Kultursynthese kann man — wie Troeltsch meint — «Geschichte durch Geschichte überwinden und die Plattform neuen Schaffens ebnen» (S. 772). «Geschichte durch Geschichte überwinden» — das heißt: die so bewältigte Historie ist dann nicht mehr ein Mittel ästhetischen Genießens, sondern ein Moment ethisch bestimmten Wollens und Vollbringens.

Dieser konstruktive Gedanke hat Troeltsch bis in seine letzten Wochen hinein beschäftigt. Aber nicht er ist der meistgelesene und meistdiskutierte Geschichtsphilosoph Deutschlands in den 1920er Jahren geworden, sondern *Oswald Spengler*. «Der Untergang des Abendlandes» lautet der alarmierende Titel, den dieser Autor seinen 1918 und 1922 in zwei Bänden erschienenen «Umrissen einer Morphologie der Weltgeschichte» gab. Es war das Werk eines Alleingängers. Noch in jüngeren Jahren hatte Spengler seine Stellung als Gymnasiallehrer aufgegeben, um ganz seinem Werk zu leben, dessen Gedankenlinien für ihn schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges festlagen; als der erste Band abgeschlossen war und der Verfasser nach langer Bemühung einen Verleger gefunden hatte, endete der Weltkrieg in einer Katastrophe, und das

Werk schlug ein wie kein anderes seiner Art zuvor. Was war das Neue daran? Einmal, daß Spengler mit dem Willen zur Deutung der Weltgeschichte als einer Ganzheit — nicht einer erweiterten europäischen Geschichte — wirklich ernst machte. Und zwar nicht durch Schaffung einer künstlichen Synthese, vielmehr durch Abgrenzung: es gibt nicht etwa eine sich nach und nach erweiternde Kultur, sondern eine Mehrzahl von Kulturen, insgesamt acht: die ägyptische, die babylonische, die indische, die chinesische, die antike, die arabische, die mexikanische oder Mayakultur und endlich die abendländische oder faustische. Diese Kulturen stellen in sich organische Gebilde dar, die pflanzen- gleich sich entfalten, blühen, verblühen und endlich zunichte werden, und zwar dann für immer. Eine untergegangene Kultur lebt nicht mehr auf — allen Renaissance, die nur Schein sind, zum Trotz. Das hängt im tiefsten damit zusammen, daß der Mensch eigentlich nur die eigene Kultur erleben, nur ihre Formen verstehen kann. Spengler sagt einmal: «Alle Kunst ist sterblich, nicht nur die einzelnen Werke, sondern die Künste selbst. Es wird eines Tages das letzte Bildnis Rembrandts und der letzte Takt Mozartscher Musik aufgehört haben zu sein, obwohl eine bemalte Leinwand und ein Notenblatt vielleicht übrig sind, weil das letzte Auge und Ohr verschwand, das ihrer Formensprache zugänglich war. Vergänglich ist jeder Gedanke, jeder Glaube, jede Wissenschaft, sobald die Geister erloschen sind, in deren Welten ihre ‚ewigen Wahrheiten‘ mit Notwendigkeit als wahr empfunden wurden» (I³³, 219—220). Doch hat Spengler zeitlebens und mit Entschiedenheit die Auffassung, als sei er Pessimist, von sich gewiesen — vielmehr habe erst *er* die Möglichkeit geboten, den geschichtlichen Vorgang in seiner Notwendigkeit zu erfassen: «Es steht keiner Kultur frei, den Weg und die Haltung ihres Denkens zu wählen; hier zum erstenmal aber kann eine Kultur voraussehen, welchen Weg das Schicksal für sie gewählt hat» (I³³, 208). Eine entscheidende Stelle, die auch begreiflich macht, wieso Spengler sich gelegentlich als den Kopernikus der Geschichte bezeichnen konnte. Allerdings ist eines gewiß: diese organisch determinierte Geschichtsauffassung, die sich auf Goethe beruft und auch auf die Romantik hätte berufen können — sie allein wäre kaum imstande gewesen, aus dem «Untergang des Abendlandes» die Sensation zu machen, zu der das Buch wurde. Da spielte etwas anderes mit. Wohl sind nach Spengler Kulturen in sich geschlossene und nur aus sich heraus verstehbare Wesenheiten, aber sie machen doch alle ähnliche Wachstumsstufen durch, die sich feststellen lassen — Spengler spricht von der «Homologie» der Kulturphasen. Und vor allem: eine Kultur hört nicht abrupt zu existieren auf: sie geht vor ihrem Untergang durch eine Spätphase, sie wird Zivilisation. In dieses letzte Stadium ist die abendländische, die faustische Kultur eingetreten — das gibt dem Titel des Buches den tieferen Sinn und dem Buche selbst den aufrüttelnden, zeitkritischen Charakter. Der Übergang setzte ein mit der Französischen Revolution und der Emanzipation des Bürgertums — damals begannen die beiden ursprünglichen,

eigentlich kulturtragenden Stände ihre Bedeutung zu verlieren: der Adel und das Bauerntum. «Adel und Bauerntum», lehrt Spengler, «sind ganz pflanzenhaft und triebhaft, tief im Stammlande wurzelnd, im Stammbaum sich fortpflanzend, züchtend und gezüchtet. . . In allen Kulturen erscheinen Adel und Bauerntum in der Form von Geschlechtern, und das Wort dafür berührt sich in allen Sprachen mit der Bezeichnung der beiden Geschlechter, durch die das Leben sich fortpflanzt, Geschichte hat und Geschichte macht» (II, 414—415). Diese beiden Stände haben den ursprünglichen Sinn für den ererbten Besitz, und dieser Sinn ist ein wesentlicher Charakterzug einer blühenden Kultur überhaupt. Mit dem Bürgertum beginnt dieser Sinn seine Ursprünglichkeit zu verlieren, sich zu abstrahieren — Kennzeichen: Geld, Wertpapiere — wie denn die Plebs, der dritte Stand, nach Spengler vorwiegend negativ zu bestimmen ist: «nur der Protest hält sie zusammen» (II, 443). Spenglers hohnvolle Abneigung gilt infolgedessen der modernen, parlamentarisch gelenkten Demokratie — dieser politischen Schöpfung des Bürgertums — sie gilt aber auch dem reinen Denken überhaupt. «Das reine, auf sich selbst gestellt Denken war immer lebensfremd und also geschichtsfeindlich, unkriegerisch, rasselos. Es sei an den Humanismus und Klassizismus, an die Sophisten Athens erinnert, an Buddha und Laotse, um von der leidenschaftlichen Verachtung alles nationalen Ehrgeizes durch die großen Verteidiger priesterlicher und philosophischer Weltanschauungen zu schweigen. . . Es fängt an mit den Menschen der ewigen Angst, die sich aus der Wirklichkeit in Klöster, Denkerstuben und geistige Gemeinschaften zurückziehen und die Weltgeschichte für gleichgültig erklären, und endet in jeder Kultur bei den Aposteln des Weltfriedens. Jedes Volk bringt solchen — geschichtlich betrachtet — Abfall hervor» (II, 223). Das Schicksal einer Nation hänge jeweils davon ab, wie weit es der Rasse — und darunter versteht Spengler die lebenskräftige Elite — gelinge, solche Krankheitserscheinungen unwirksam zu machen. Spenglers apodiktisch und fraglos vorgetragene Geschichtslehre gipfelt dann in dem Bekenntnis, daß echte Geschichte nicht «Kulturgeschichte» im antipolitischen Sinne sein könne, «sondern ganz im Gegenteil Rassegeschichte, Kriegsgeschichte, diplomatische Geschichte, das Schicksal von Daseinsströmen in Gestalt von Mann und Weib, Geschlecht, Volk, Stand, Staat, die sich im Wellenschlag der großen Tatsachen verteidigen und gegenseitig überwältigen wollen» (II, 419). Es ist eine klare Folgerung aus diesen Einsichten, wenn Spengler auch die Moral relativiert. Bereits im ersten Band hatte er deduziert, daß es soviel Moralen als Kulturen gebe (I, 442); im zweiten erklärte er, daß «gut und schlecht» adelige, «gut und böse» hingegen priesterliche Unterscheidungen seien (II, 422). Das Sichdurchsetzen der Zivilisation kündigt sich auf verschiedene Weise an. Einmal mit dem Aufkommen der großen Weltstädte: «Der Steinkoloss ‚Weltstadt‘ steht am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur» (II, 117). Damit verbindet sich das Aufkommen des vierten Standes, der Massen. «Es

ist», sagt Spengler, «das neue Nomadentum der Städte . . . ein flutendes Etwas, das mit seinem Ursprung gänzlich zerfallen ist, seine Vergangenheit nicht anerkennt und eine Zukunft nicht besitzt. Damit wird der vierte Stand zum Ausdruck der Geschichte, die ins Geschichtslose übergeht. Die Masse ist das Ende, das radikale Nichts» (II, 445). Dieses letzte Wort — nichts, nihil — gemahnt ganz unmittelbar an Nietzsche, auf den sich Spengler schon bei seinen Betrachtungen über das Doppelwesen aller Moral anerkennend berufen hatte: Nietzsche faßte seine Vision der Zukunft in die Worte: «die Heraufkunft des Nihilismus», dieser werde den Inhalt der nächsten zwei Jahrhunderte ausmachen. «Diese Geschichte», heißt es in seinem sog. «Willen zur Macht», «kann jetzt schon erzählt werden: denn die Notwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt sich überall an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.» (Werke, Hg. von K. Schlechta, Bd. III, München 1956, S. 634.) Spengler steht diesen Erwartungen innerlich nahe, geht aber nicht ganz in ihnen auf. Die Schlußsätze seines Werkes legen davon Zeugnis ab: «Für uns aber, die ein Schicksal in diese Kultur und diesen Augenblick ihres Werdens gestellt hat, in welchem das Geld seine letzten Siege feiert und sein Erbe, der Cäsarismus, leise und unaufhaltsam naht, ist damit in einem eng umschriebenen Kreise die Richtung des Wollens und Müssens gegeben, ohne das es sich nicht zu leben lohnt. Wir haben nicht die Freiheit, dies oder jenes zu erreichen, aber die, das Notwendige zu tun oder nichts. Und eine Aufgabe, welche die Notwendigkeit der Geschichte gestellt hat, *wird* gelöst, mit dem einzelnen oder gegen ihn. Ducunt fata volentem, nolentem trahunt» (II, 635). Diese Schlußworte erschienen 1922, im Jahre des Rathenaumordes. Es ist sehr schwer zu entscheiden, ob und wie weit Spengler, der dumpfen, demokratiefeindlichen Instinkten den Ausdruck seiner Worte lieh, für das Aufkommen des Nationalsozialismus geistig mitverantwortlich gemacht und als Wegbereiter angesprochen werden kann. Nähere Beziehungen zu dieser Bewegung hatte er bestimmt nicht gehabt, und das einzige Gespräch, das er im Sommer 1933 in Bayreuth mit Hitler führte, bedeutete für ihn eine niederschmetternde Enttäuschung.

Sein letztes Buch, «Die Jahre der Entscheidung», erschien in eben diesem Sommer 1933, geschrieben aber war es zur Hauptsache schon vor der Machtergreifung Hitlers. Immerhin konnte Spengler in der «Einleitung» noch auf dieses Ereignis der jüngsten Vergangenheit Bezug nehmen, und da klingt es wie ein Triumph: «Niemand konnte die nationale Umwälzung dieses Jahres mehr herbeisehnen als ich. Ich habe die schmutzige Revolution von 1918 vom ersten Tage an gehaßt, als den Verrat des minderwertigen Teils unseres Volkes

an dem starken, unverbrauchten, der 1914 aufgestanden war, weil er eine Zukunft haben konnte und haben wollte. Alles, was ich seitdem über Politik schrieb, war gegen die Mächte gerichtet, die sich auf dem Berg unseres Elends und Unglücks mit Hilfe unserer Feinde verschanzt hatten, um diese Zukunft unmöglich zu machen. Jede Zeile sollte zu ihrem Sturze beitragen, und ich hoffe, daß das der Fall gewesen ist» (S. VII). Aber in dem gleichen Buche stehen auch schroffe Worte über die innere Sinnlosigkeit eines Einparteienstaates und über die mangelnde politische Begabung der Deutschen überhaupt: «Das Volk der Dichter und Denker, das im Begriff ist, ein Volk der Schwätzer und Hetzer zu werden» (S. 5). Und das letzte Kapitel des Werkes lautet, bezeichnend genug, «Die farbige Weltrevolution» und mündet in eine Frage aus: «Wie, wenn sich eines Tages Klassenkampf und Rassenkampf zusammenschließen, um mit der weißen Welt ein Ende zu machen? Das liegt in der Natur der Dinge, und keine der beiden Revolutionen wird die Hilfe der anderen verschmähen, nur weil sie deren Träger verachtet. Gemeinsamer Haß löscht gegenseitige Verachtung aus. . . Und würden die weißen Führer des Klassenkampfes je verlegen sein, wenn farbige Unruhen ihnen den Weg öffneten? Sie sind in ihren Mitteln nie wählerisch gewesen. . . Wir haben vor den Augen der Farbigen unsere Kriege und Klassenkämpfe geführt, uns untereinander erniedrigt und verraten; wir haben sie aufgefordert, sich daran zu beteiligen. Wäre es ein Wunder, wenn sie das endlich auch für sich täten?» (S. 164/165). Es kann nicht erstaunen, wenn Spenglers letztes Werk gerade solcher Perspektiven wegen von der nationalsozialistischen Kritik als gegenwartsfremd empfunden und scharf abgelehnt wurde. Der Verfasser des «Unterganges des Abendlandes» zog sich wieder ganz auf sich selbst zurück und blieb seinen Überzeugungen treu, zu denen auch die gehörte, daß für die Menschheit «das Zeitalter der Weltkriege» begonnen habe. Wenige Wochen vor seinem Tode, im Frühjahr 1936, beantwortete er eine amerikanische Rundfrage, ob Weltfriede möglich sei, mit einem schroffen Nein: solange es menschliche Entwicklung gebe, werde es Kriege geben. «Der Pazifismus wird ein Ideal bleiben, der Krieg eine Tatsache, und wenn die weißen Völker entschlossen sind, keinen mehr zu führen, werden die farbigen es tun und die Herren der Welt sein» (Reden und Aufsätze, München 1937, S. 293). Das war sein letztes zu seinen Lebzeiten veröffentlichtes Wort.

Wie bedeutend die Nachwirkung Spenglers war, zeigt der umfassendste Versuch einer geschichtsphilosophischen Synthese, der nach ihm unternommen wurde, die «Study of History» des Engländers *Arnold J. Toynbee*. Auch er geht von den Kulturen oder Gesellschaftskörpern als selbständigen Gebilden aus, deren er insgesamt 21 nachweist. Aber diese Kulturen sind nicht in sich geschlossen, sondern wirken über sich hinaus, aufeinander ein: es gibt Abhängigkeiten — zum Beispiel Mutter-Tochterkulturen —, es zeigen sich verbindende Kräfte, vor allem Religionen, die Kulturen miteinander verknüpfen, so das

Christentum oder auch der Islam. Auch gelangen nicht alle Kulturen zur Entfaltung — das hatte auch Spengler angedeutet —; es gibt gehemmte Kulturen, die nicht weitergedeihen, zum Beispiel die der Eskimo oder der Polynesier. Und vor allem: das Leben der Kulturen spielt sich nicht organisch und gleichförmig ab; es wird von fortwährenden Impulsen bestimmt, deren wichtigster für Toynbee in der Doppelheit «Herausforderung und Antwort» («Challenge and Response») beschlossen liegt. Herausforderungen sind beispielsweise naturbestimmte Abläufe — etwa für Ägypten und Babylonien die periodischen Überschwemmungen, die von den Menschen durch die Anlage von Dämmen und Kanälen beantwortet wurden. Oder in Griechenland zwischen dem 8. und dem 6. vorchristlichen Jahrhundert der wachsende Bevölkerungsdruck, auf den die verschiedenen Staaten unterschiedlich reagierten. Korinth und Chalkis leiteten den Bevölkerungsüberschuß in große koloniasatorische Unternehmungen ab, Sparta unterwarf die benachbarten Gebiete und mußte infolgedessen immer mehr den Charakter eines militärischen Zwangsstaates annehmen. Athen wiederum intensivierte Handel und Gewerbe und fügte dadurch den Bevölkerungsüberschuß dem eigenen Sozialkörper ein, was die Veranlassung zur schrittweisen Demokratisierung seiner politischen Institutionen bot. Ja, Toynbee kann diesen Gedanken dann weiter verästeln und in einer fast physiologisch anmutenden Betrachtungsweise die verschiedenen Anreize unterscheiden, also den Anreiz der harten Länder, den Anreiz des Neulandes, der Schläge, des Druckes, der Belastungen. Das Wachstum der Kulturen besteht eigentlich in erfolgreichen Antworten auf die verschiedenen Herausforderungen, es vollzieht sich im Zeichen einer fortwährenden Differenzierung, der Bildung von Untergesellschaften, von Staaten. Dabei kann es bisweilen so etwas wie eine schöpferische Pause geben, die Toynbee «Rückzug und Wiederkehr» benennt, das heißt ein Staat kann sich — wie eine große Persönlichkeit — zeitweise auf sich selbst zurückziehen, um dann um so gekräftigter wieder hervorzutreten. Ein Beispiel: England nach der Niederlage im Hundertjährigen Krieg und vor dem Sieg über die große Armada.

Natürlich mußte sich Toynbee auch mit dem Niederbruch und dem Zerfall der Kulturen beschäftigen. Auch da scheint ihm keine der deterministischen Theorien zu taugen — weder die organische Spenglers, noch die Kreislauftheorie der Antike und Machiavellis. Der Niedergang beginnt, wenn der Gesellschaftskörper die Fähigkeit zur Selbstbestimmung verliert, wenn die herrschende Gruppe aus einer «schöpferischen» zu einer «unterdrückten» Minderheit wird. Es kommt dann zur Erstarrung, zur Vergötzung vergänglicher Ideale, Institutionen und Techniken. Aber auch der Militarismus kann dazu beitragen, weil — wie das Beispiel der Assyrer zeige — fortwährende Aggressivität zu einer Erschöpfung selbst dann führen muß, wenn das Heer technisch auf der Höhe bleibt. Soziale Spaltungen, die Bildung eines inneren und eines äußeren Proletariats (das heißt der von außen her vordrängenden Barbaren) sind Be-

gleiterscheinungen des Zerfalls. Und dieser Zerfall vollzieht sich in der Regel nicht gleichförmig, sondern rhythmisch — in einer Wechselwirkung von Flucht und Sammlung.

Toynbee hat bekannt, daß er durch Spenglers Buch, «in dem ein wahres Sprühfeuer geschichtlicher Erkenntnisse auffunkelt» (Kultur am Scheidewege, Zürich 1949, S. 15), in seinen Überlegungen bestärkt worden sei — also auch hier eine Art von «Challenge and Response». Vieles und Entscheidendes weist bei Toynbee über Spengler hinaus — vor allem die Hervorhebung der Handlungsfreiheit, die in sich ja auch die Möglichkeit der Unzerstörbarkeit der Kultur schließt. Zudem hat Toynbee immer wieder betont, daß seine Geschichtslehre letzten Endes *auf die Religion* ausgerichtet sei, ja er hat sogar das Geständnis ausgesprochen, daß die Kulturen Dienerinnen der Religion darstellten und dies in ein merkwürdiges Bild gefaßt: «Stellen wir uns die Religion als einen Triumphwagen vor, so sind die Räder, auf denen er gen Himmel rollt, die immer wiederkehrenden Zusammenbrüche der Kulturen auf Erden» (Kultur am Scheidewege, S. 243).

Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, das kühne Gedankengebäude Toynbees im einzelnen auf seine Tragfähigkeit zu prüfen. Für den Historiker kann die Geschichtsphilosophie ohnehin nie Offenbarung sein, sie vermag und soll hingegen immer wieder anregende, stimulierende Impulse vermitteln. Oder, wie es Friedrich Meinecke einmal formuliert hat: «Jeder Historiker führt seine Geschichtsphilosophie mit sich wie der Wanderer seinen Kognak, aber er nimmt nur von Zeit zu Zeit einen Schluck².»

Auch steht ja Toynbees Lehre geistesgeschichtlich, wie gesagt, nicht im luftleeren Raume: neben Spengler ist da die fundamentale Bedeutung der in den angelsächsischen Ländern besonders gepflegten «social sciences» zu nennen: Kulturen sind *soziale* Wesenheiten und aus ihren sozialen Strukturen heraus zu erforschen — das sind Lehren, wie sie in Amerika von den Brüdern Henry und Brooks Adams bis zu Pitrim A. Sorokin vorgetragen und methodologisch differenziert wurden³. Ausdrücklich hat Toynbee denn auch den Kulturen den Primat vor den Staaten eingeräumt und betont, daß die «Staaten als ziemlich untergeordnete und vorübergehende Erscheinungsformen im Leben der Kulturen» anzusehen seien (Kultur am Scheidewege, S. 232). Verwandte Anliegen hat die um die Zeitschrift «Annales» sich sammelnde Gruppe französischer Historiker vorgetragen, und es ist wohl kein Zufall, wenn Lucien Febvre, der seine Fachgenossen schon früh auf Toynbee aufmerksam machte, in dem «Face au Vent» betitelten «Manifeste des Annales nouvelles» bekannt hat: «...une civilisation peut mourir. La civilisation ne meurt pas.» Und er sagte voraus, daß sich zwar nicht eine «Ökumene», nicht eine weltumfassende Kultur, wohl aber eine oder zwei «civilisations intercontinentales» bilden würden, jede darnach trachtend, die andere in sich aufzusaugen (Combats pour l'histoire, Paris 1953, S. 36). So sprach er 1946. Damals war Toynbees großes

Werk noch nicht abgeschlossen, dessen erster Band 1934 erschienen war und dessen letzter 1955 vorliegen sollte.

* * *

In diesen Zeitraum fällt der Zweite Weltkrieg, seine Vorgeschichte, seine Folge, der Krieg, der als europäischer Krieg begonnen hatte, zerstörte als Weltkrieg das politische Gefüge unseres Kontinents.

Kommt der europäischen Geschichtswissenschaft eine geistige Mitverantwortung an dieser Entwicklung zu? Insofern sicher nicht, als ihre Hauptaufgabe ja schon immer die Erforschung und das Verstehen des Vergangenen war. Daß der Historiker sich nicht auf die Erspürung des Künftigen einlassen dürfe, hat Charles Seignobos selbstironisch betont, wobei er auch die Erinnerung nicht unterschlug, daß er selbst 1913 und 1914 in zwei Zeitungsartikeln vorausgesagt habe, daß es keinen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich geben werde. «Cette expérience m'a suffi, j'espère que vous la trouverez suffisante» (Etudes de Politique et d'Histoire, Paris 1934, S. 396). Die Frage bleibt indessen bestehen, ob die wissenschaftliche Historie sich während der Zwischenkriegszeit den weltpolitischen Wandlungen gegenüber nicht doch sehr zurückhaltend, ja beinahe desinteressiert verhalten hat. Es ist ein bezeichnendes (und nur teilweise durch den Zwang zur Kriegsschuldergründung erklärbares) Symptom, wenn damals die Weltkriegsforschung sich vorwiegend dem «europäischen» Jahr 1914 und nur ganz gelegentlich dem «weltgeschichtlichen» Jahr 1917 zugewandt hat. Und der Rückzug der Vereinigten Staaten aus der Weltpolitik nach 1920 trug sicher mit dazu bei, daß viele europäische Historiker auch nach einem Weltkrieg «Weltgeschichte» als eine ins Globale transponierte europäische Geschichte aufzufassen geneigt blieben — allenfalls mit wechselnden nationalen Dominanten. Selbst Henri Berr's originaler Gedanke einer universalhistorischen Synthese läßt in seiner Verankerung im Zeiterleben eine solche Transparenz des Nationalen deutlich werden. «La guerre de 1914—1918 est, dans l'évolution de l'humanité, un point d'arrivée, un point de départ... Nous désirions opposer aux tentatives allemandes de 'Weltgeschichte' une entreprise française, conçue et réalisée à la française» (En marge de l'histoire universelle, Paris 1934, S. XI). Und ein an sich beachtlicher Wurf wie Erich Brandenburgs «Europa und die Welt» (Hamburg 1937) bleibt, zumal auch was die Gegenwartsanalysen betrifft, fast verbissen europäozentrisch und auf die weiße Rasse bezogen; an diagnostischer Kraft kommt das Buch bei weitem nicht an die «Jahre der Entscheidung» des Außenseiters Spengler heran. Vollends haben dann die deutschen Anfangserfolge im Zweiten Weltkrieg ein fast hektisches Hegemonial- und Kontinentbewußtsein emporschießen lassen, dessen Spiegelungen auch in der Geschichtsschreibung erkennbar werden. Die Deutung der Gegenwart, die daraus erwuchs, blieb je-

doch unschöpferisch und restaurativ. Mit der Formel «Weltchaos hier, Reichskosmos dort», auf die der Hamburger Historiker Otto Westphal (Das Reich. Aufgang und Vollendung, 1. Bd., Stuttgart und Berlin, S. 6) anfangs 1941 das Weltgeschehen bezog, war schon damals nicht mehr weiterzukommen — zu einem Zeitpunkt, da das britische Weltreich den Kampf weiterführte und das bikontinentale Rußland, Japan und die Vereinigten Staaten als selbständige Kristallisationszentren der Macht neben Deutschland bestanden. Und wenn Heinrich Ritter von Srbik sich in dem 1942 erschienenen Schlußband der «Deutschen Einheit» (Bd. IV, S. 483) auf den «Glauben an den europäischen Ordnungsberuf des alten deutschen Ordnungsvolkes» berief, knüpfte er an ein im Grunde imaginäres Reichsbewußtsein an, das von den andern Nationen nicht einmal in der Zeit des Hochmittelalters widerspruchslos hingenommen worden war. Das Jahr 1945 vernichtete die Grundlage solcher Konstruktionen für immer und leitete zugleich den Auflösungsprozeß der europäischen Kolonialimperien ein. Und nun verwirklichte sich eine Vision, die einsichtsvollen Beobachtern schon im 19. Jahrhundert vor Augen gestanden hatte — wofür Tocqueville nur das berühmteste, aber nicht das einzige Beispiel ist: die Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland traten als *die* beherrschenden Weltmächte hervor, die sich den interkontinentalen Vorrang streitig machten — mit ganz anderen Machtgrundlagen und Machtmitteln, als sie je einem europäischen Hegemonialstreben zur Verfügung gestanden hatten. Ein Gegensatz, der doch auch das Ergebnis eines großen Nivellierungsvorganges darstellt. Der Prozeß der Entmachtung Europas, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, ist parallel gegangen mit dem Zerfall der letzten Weltkulturen, die neben dem Westen und neben dem Bolschewismus noch so etwas wie autochthone Gebilde darstellten. Die Welt lebt heute — das ist eine bekannte Erscheinung — weitgehend aus der Übertragung westlicher Modelle, und zwar gilt das auch für den Osten, wenn man die europäisch-naturrechtlichen Wurzeln des Marxismus und damit des Leninismus im Auge behält. Ja, vielleicht ist überhaupt erst auf der Grundlage dieser zivilisatorischen Vereinheitlichung die große west-östliche Weltpolarität, in die wir hineingestellt sind, möglich geworden. Eine Polarität der Welt- und damit auch der Geschichtsanschauungen: hinter Amerika und dem europäischen Westen die bürgerlich-demokratischen, aber auch die ständisch-kirchlichen und selbst die sozialistischen Kräfte und damit weitgehend das überlieferte Geschichtsbild. Dabei gilt es freilich das zu bedenken, worauf Max Silberschmidt (in dem Werner-Näf-Gedenkband der «Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte») hingewiesen hat: «die Kommandoübernahme Amerikas ist so glatt abgelaufen, weil Amerika und Europa strukturell, geistig, ethisch, wirtschaftlich, militärisch, maritim sehr nahe verwandt sind, aber doch eben nur verwandt: Amerika ist nicht ‚wir‘, und Empfindlichkeiten sind bekanntlich da besonders stark, wo die Unterschiede klein sind, aber doch als wesentlich empfunden werden

...Amerikas Aufstieg ist unabweisliches Symbol unseres Versagens; wir bedürfen seiner Hilfe, ohne daß wir uns das gerne eingestehen» (Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, Bd. 18/19 [1960/61], S. 526).

Und der Osten? Der Aufstieg Rußlands aus dem machtpolitischen Nichts der Revolutionswirren war, wie wir sahen, von Lenin vorausgesehen und bewußt eingeleitet worden. Daß diese Möglichkeit auch Außenstehenden nicht entging, zeigt sich an den Worten des klugen Diagnostikers Ernst Troeltsch, der schon im Herbst 1920 in seinen «Spektatorbriefen» schrieb: «Der Bolschewismus in seinem wirklichen russischen Verstand, der sich von den bei uns im allgemeinen so benannten verschiedenen Radikalismen und Aufregtheiten sehr unterscheidet, ist eine Weltmacht, mächtig durch Militär, Diplomatie und Propaganda... Unter diesen Umständen sind seine Diplomaten und Cäsaren sehr wohl befähigt, Weltpolitik zu treiben, um so mehr, als sie über beträchtliche diplomatische Talente und neue, verwirrende Methoden der Diplomatie verfügen» (Ernst Troeltsch, Spektator-Briefe, S. 152—153). Und Oswald Spengler führt in seinen «Jahren der Entscheidung» einmal die Äußerung eines Russen an, der zu ihm sagte: «Was wir in der Revolution geopfert haben, bringt das russische Weib in zehn Jahren wieder ein.» Wozu der Verfasser des «Untergangs des Abendlandes» bemerkt: «Das ist der richtige Instinkt. Solche Rassen sind unwiderstehlich» (S. 158). Übrigens weist Oswald Spengler in der gleichen Schrift darauf hin, daß der damals noch in Entwicklung begriffene Aufbau einer russischen Industrie in Zentralasien strategisch zur Folge habe, daß ganz Westrußland zu einem Glacis werde, das im Kriegsfall geräumt werden könne. Und er zieht daraus (schon 1933) die Konsequenz: «Aber damit ist jeder Gedanke einer Offensive von Westen her sinnlos geworden. Sie würde in einen leeren Raum stoßen» (S. 44).

Der Zweite Weltkrieg bestätigte die Richtigkeit dieser Vorhersage in einem für Deutschland und Ostmitteleuropa verhängnisvollen Ausmaß. An seinem Ende entstand ein bis in das Zentrum unseres Kontinentes hineinreichendes russisches Großreich, das die panslawistischen Träume des 19. Jahrhunderts der Verwirklichung nahebrachte — ein Imperium, dessen altes Staats- und Sendungsbewußtsein ungeheuer verstärkt wurde durch den zu *der* alleingültigen Lehre erhobenen Marxismus-Leninismus. Das ist ja das Singuläre und Erschreckende an der Erscheinung der östlichen Macht, daß sie mit einem Anspruch auftritt, den noch nie ein Großstaat der neuern Geschichte erhoben hatte — dem Anspruch nämlich, die Wissenschaft schlechthin zu verfechten. Damit implizite auch die Geschichtswissenschaft, die wiederum nur ein Mittel ist, den schrittweisen, aber unaufhaltsamen Sieg der kommunistischen Gesellschaftsordnung in seiner Notwendigkeit darzutun und ideologisch vorzubereiten. Der Sowjethistoriker A. L. Sidorov sagte in seinem Exposé für den X. Internationalen Historikerkongreß in Rom von 1955: «Es ist eine kolossale und bei weitem noch nicht gelöste Aufgabe der historischen Wissenschaft, eine

jede weltgeschichtliche Epoche in ihrer ganzen Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit zu zeigen, in der widerspruchsvollen Verflechtung des Neuen, Heranreifenden, dem die Zukunft gehört, mit dem Alten, das hartnäckig versucht, seine Positionen zu halten, und im Kampf mit ihm unabwendbar unterliegt» (Relazioni, Vol. VI, S. 398—399). Durch die Schlußfolgerung, die ein klares Glaubensbekenntnis darstellt, sind der Gang und das Resultat der Untersuchung zwar bereits vorgezeichnet, aber die Andeutung, daß es sich um eine «bei weitem noch nicht gelöste Aufgabe der historischen Wissenschaft» handle, gestattet einen Rückschluß auf die Wegstrecke, die auch nach der Ansicht dieses führenden Mannes der Sowjetwissenschaft noch zu durchmessen ist. Trotz der Fixierung der Lehre bleibt eben das Werk der Klassiker des Marxismus-Leninismus so ausgedehnt, daß es immer wieder zu nicht genehmen Interpretationen, zu Beschießungen mit unbequemen Zitaten kommen konnte. Vera Piroshkew hat in einem interessanten Aufsatz «Sowjetische Geschichtswissenschaft im inneren Widerstreit (1956—1959)» (Saeculum, Bd. 11, 1960, S. 180—198) auf das Tauwetter hingewiesen, das der 20. Parteikongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion vom Februar 1956 mit seiner Verurteilung Stalins durch Chruschtschew in der Sowjethistorie auszulösen begann — was sich vor allem in den Aufsätzen der Zeitschrift «Voprosy istorii» (Fragen der Geschichte) spiegelte, wo nicht nur eine kritische Beurteilung Stalins einsetzte, sondern sogar die Rolle der Menschewiki in der Vorrevolution positiver gewürdigt wurde, wie auch die Wertungen über die ältere russische Geschichte allenthalben ins Rutschen kamen. Das dauerte ungefähr ein Jahr, bis ein im März 1957 erscheinender Leitartikel «Für die Leninsche Parteilichkeit in der historischen Wissenschaft» den Kampf gegen diesen sogenannten Revisionismus eröffnete. Die neue Richtung — hieß es nun — habe «zur falschen Beleuchtung der Ereignisse der Vergangenheit, zur Entstellung von Fragen, die schon längst entschieden sind und keine Zweifel erregen» geführt. Indirekt wird auch das gefährliche Verfahren, aus erweiterten Quellenbeständen erweiterte Einsichten zu gewinnen, gerügt. Denn (so heißt es wörtlich): «Der sowjetische Historiker ist kein abseitsstehender Beobachter, kein Kanzleimensch und mechanischer Kopist der Materialien, kein Kollektionär der ihm zufällig in die Hand geratenen Kenntnisse.» Sodann wird ein klarer Trennungsstrich gezogen und der russischen Geschichtsschreibung warnend vor Augen gehalten: «Wenn die bourgeoise Historiographie bemüht ist, den Klassencharakter ihrer historischen Forschungen zu verbergen, wenn sie zu diesem Zweck verschiedene Maskierungen anwendet, so handelt das Proletariat und die von ihm angeführten Volksmassen ganz anders. Dem falschen Spiel der Bourgeoisie und ihrer Gelehrten, die eine Vorurteilslosigkeit mimen, ihren Erklärungen, daß die Geschichte und die anderen Gesellschaftswissenschaften über den Klassen stünden, stellt das Proletariat und seine marxistisch-leninistische Avantgarde die kommunistische Parteilichkeit in der Wissenschaft

entgegen, die feste und folgerichtige Behauptung seiner Klassenposition, die in ihren Wurzeln dem bourgeoisen Objektivismus entgegengesetzt ist. Der Marxismus-Leninismus hat unumstößlich bewiesen, daß es in der Gesellschaft, die in zwei feindliche Klassen geteilt ist, keine über den Klassen stehende Ideologie gibt und geben kann.» Die Schärfe dieser Erklärung ist in einer zwei Jahre später erlassenen Verlautbarung noch prononciert worden — unter gleichzeitigem Hinweis auf eine Äußerung Chruschtschews (am 21. Parteitag), wonach auch nach dem Sieg des Kommunismus — also im kommunistischen Endzeitalter — nicht nur der Staat, sondern auch die Diktatur bestehen bleiben würden.

Wir stehen damit vor dem eigenartigen Phänomen, daß eine Revolution mehr als 40 Jahre nach ihrem siegreichen Durchbruch im Begriffe ist, sich immer mehr zu radikalieren — zum mindesten im ideologischen Bereiche, Vielleicht auch deshalb, weil sie in China noch jüngere und schärfere Radikalismen gezeitigt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die magnetische Kraft dieser östlichen Ideologien sich gegenwärtig fast als stärker denn je erweist — trotz oder vielleicht gerade ihrer zivilisatorischen Rückständigkeit wegen. Denn sie beanspruchen herrisch eine Dimension ganz für sich, welche die Dimension menschlichen Hoffens ist: die Zukunft.

Das ist eine Schranke, welche die wissenschaftliche Historie nicht überwinden kann, so wenig sie gültige Gesetze zur Bewältigung der Vergangenheit aufzustellen vermag. Und doch ist sie, wie Jan Huizinga schon vor mehr als dreißig Jahren feststellte, durch diese Beschränkung «ihrer eigenen Vollwertigkeit und Unantastbarkeit jetzt besser bewußt als früher. Gerade in ihrem inexakten Charakter, in der Tatsache, daß sie nie normativ sein kann noch zu sein braucht, liegt ihre Sicherheit» (Wege der Kulturgeschichte, München 1930, S. 65).

Und wir müssen hinzufügen: ihre einzige Sicherheit. Der Historiker sieht sich einer Welt gegenüber, die in Wandlung begriffen ist — das ist zu einer Formel geworden und gilt für die heutige Zeit doch so gut wie für diejenige des Thukydides oder Jacob Burckhardts. Der Historiker kann keinen Fixpunkt außerhalb dieser Wandlungen beziehen, er ist ihnen unterworfen wie jeder Zeitgenosse und muß sie doch in Verantwortlichkeit zu erkennen und verstehen suchen. Darin liegt die Rechtfertigung und die Vergänglichkeit seiner Aussage.

¹Vgl. dazu Ludwig Dehio: Ranke und der deutsche Imperialismus. Hist. Ztschr., Bd. 170 (1950), S. 307ff. (wiederabgedruckt in: Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert, München 1955).

²Mündlich überliefert von Prof. S. A. Kaehler (Göttingen).

³Vgl. dazu wie zu Toynbee: Joseph Vogt, Wege zum historischen Universum. Von Ranke bis Toynbee, Stuttgart 1961.